



„DIE UMSETZUNG ERFOLGT VOR ORT“

DISKUSSIONSPAPIER

DER PRAXISPARTNER*INNEN UND
MITFORSCHENDEN
DES FORSCHUNGSVERBUNDES
PARTKOMMPLUS

Der **Forschungsverbund PartKommPlus** ist einer von sieben Forschungsverbänden, die im Rahmen des Förderprogramms „Präventionsforschung“ vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) in zwei Projektförderphasen (2015-2021) gefördert werden.

Das Vorhaben wurde unter folgenden Förderkennzeichen gefördert:

1. Förderphase (2015-2018): 01EL1423A-H;
2. Förderphase (2018-2021): 01EL1823A-H.

Weitere Details zum Forschungsverbund PartKommPlus und den Teilprojekten siehe unter www.partkommplus.de

HINTERGRUND

■ Partizipative Gesundheitsforschung (PGF)¹

Grundlage der partizipativen Gesundheitsforschung (PGF) ist die möglichst gleichberechtigte Einbeziehung aller an einem Forschungsvorhaben Beteiligten in den gesamten Forschungsprozess. Diese Besonderheit unterscheidet den Forschungsansatz deutlich von anderen Formen der Gesundheitsforschung, da er es ermöglicht, gemeinsam Lebens-/Arbeitsrealitäten, (kommunale) Strukturen sowie gesellschaftliche und politische Zusammenhänge zu erkunden und zu reflektieren. Dadurch lassen sich bedarfsgerechte Ansätze zur Verbesserung der Gesundheit einzelner Gruppen genauer erkennen und gezielter einsetzen.

■ Forschungsverbund PartKommPlus

Im Rahmen des Forschungsverbundes PartKommPlus forschten sieben Teilprojekte in sechs Bundesländern gemeinsam (partizipativ) in unterschiedlichen Kontexten sowie mit unterschiedlichen Herangehensweisen und Adressat*innen-Gruppen. Im Mittelpunkt stand die Gewinnung neuer und nachvollziehbarer Erkenntnisse über fördernde und hemmende Bedingungen partizipativer Ansätze in der Gesundheitsförderung, die unterschiedlich gestaltet werden können und müssen.

¹ Laut DUDEN bedeutet **Partizipation** „Teilhaben, Teilnehmen, Beteiligt sein“; weitere Begrifflichkeiten, die auch in diesem Diskussionspapier teilweise verwendet werden, sind beispielsweise Mitwirkung, Mitbestimmung, Mitsprache und Einbeziehung. Daran zeigt sich bereits, wie unterschiedlich die Bedeutung von „Partizipation“ ausgelegt werden kann.

■ Die Arbeitsgruppe der Praxispartner*innen/Mitforschenden²

In der zweiten Förderphase des Forschungsverbundes PartKommPlus wiesen im Herbst 2018 Praxispartner*innen/Mitforschende aus einem der Teilprojekte darauf hin, dass auf Verbundebene bisher kaum Möglichkeiten für einen Austausch von Praxispartner*innen/Mitforschenden aus den verschiedenen PartKommPlus-Projekten möglich gewesen seien. Damit wurde der Wunsch deutlich, die bisherigen – sehr unterschiedlichen – Erfahrungen der Praxispartner*innen/Mitforschenden zu reflektieren und sich über die individuellen Vorstellungen und Möglichkeiten partizipativer Ansätze, die unterschiedlichen Rollen, die Sicht auf die Projektverläufe sowie die Umsetzung von Erkenntnissen und Ergebnissen und die jeweiligen Fortsetzungs- und Verstetigungsmöglichkeiten auszutauschen.

Vor diesem Hintergrund wurde im Rahmen des 8. PartKommPlus-Kolloquiums in Berlin im Februar 2019 erstmals eine eigene Arbeitsgruppe ausschließlich für die Belange der PartKommPlus-Praxispartner*innen/Mitforschenden angeboten. Hier konnten die individuellen Beobachtungen und Anliegen im „geschützten Raum“³ diskutiert werden.

² Hinweis zum **Begriff Praxispartner*innen/Mitforschende**: Für die Bezeichnung der Beteiligten am Forschungsprozess, die nicht im Bereich der Wissenschaft arbeiteten, gab es innerhalb des Forschungsverbundes keine einheitliche Definition. Je nach Projekt wurden die Begriffe „Praxispartner*innen“ und/oder „Mitforschende“ verwendet. Dies wurde im Diskussionspapier entsprechend aufgenommen und beide Bezeichnungen genutzt. Allerdings werden die Begrifflichkeiten kritisch diskutiert (siehe dazu den Punkt „*Da sitzt so diese typische Elite*“, S. 13).

³ Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2012): Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In FQS, Forum: Qualitative Sozialforschung. Social Research. Volume 13, No. 1, Art. 30, Januar 2012.

Dieser unabhängige Teilprozess innerhalb des Forschungsverbundes wurde von zwei hauptamtlichen Mitarbeiterinnen begleitet und moderiert. Im Rahmen von zwei weiteren PartKommPlus-Kolloquien traf sich die Arbeitsgruppe erneut und reflektierte vertiefend ihre Erfahrungen. Die Diskussionen wurden ergänzt durch Besuche der Moderatorinnen vor Ort.

Diese Gespräche wurden teilweise aufgenommen, später verschriftlicht oder aber protokolliert und im weiteren Verlauf die vorliegenden Texte thematisch codiert und zentrale Themen(komplexe) herausgefiltert. Diese Themensammlung wurde anschließend von allen Teilnehmer*innen der Arbeitsgruppe nach Wichtigkeit sortiert (priorisiert) und die Auswahl von allen genehmigt (autorisiert). Auf dieser Grundlage entstand das vorliegende Diskussionspapier. Es fasst wichtige Erfahrungen aus unterschiedlichen Prozessverläufen aus Sicht der Praxispartner*innen/Mitforschenden aus vier Teilprojekten des Verbundes zusammen.

Originalzitate wurden dafür den zentralen Themen zugeordnet und sind im vorliegenden Papier kursiv hervorgehoben.

Alle genannten Autor*innen (vgl. S. 24 f.) diskutierten und/oder kommentierten in mehreren Durchgängen die Entwurfsversionen und gaben abschließend diese Fassung des Diskussionspapiers frei.

■ Warum dieses Diskussionspapier?

Das vorliegende Diskussionspapier erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit oder Vergleichbarkeit. Es soll aber auf wesentliche Erfahrungen aus unterschiedlichen Prozessen aufmerksam machen und zentrale Beobachtungen aus Sicht der Praxispartner*innen/Mitforschenden hervorheben.

Im Verlauf des Diskussionsprozesses und bei der Erstellung dieses Diskussionspapiers wurden die Vielfältigkeit der Beteiligten, ihrer unterschiedlichen Lebenswelten und -bedingungen sowie auch ihre unterschiedlichen Sichtweisen und Zugänge noch einmal deutlich.

Wir wünschen uns, dass die im Folgenden ausgewählten Punkte zu einer vertiefenden Auseinandersetzung anregen, aber auch Nachfragen bewirken und neue Fragen aufwerfen. Vergleichbare oder auch völlig andere Sichtweisen, Erfahrungen und Einschätzungen aus weiteren Projekten sind dabei immer willkommen.

Mit den zusammengefassten Überlegungen aus den Gesprächen und Diskussionen der Arbeitsgruppe möchten auch wir zu einer Weiterentwicklung partizipativer Ansätze in der Praxis und (Gesundheits-)Forschung beitragen.

Die Reihenfolge der nachfolgend beschriebenen Erkenntnisse und Diskussionspunkte entspricht keiner Rangordnung; viele Aspekte sind nicht voneinander zu trennen und/oder bedingen einander.

ERKENNTNISSE & DISKUSSIONSPUNKTE

■ „Was ist Wissenschaft eigentlich?“

Im Zusammenhang mit partizipativer Forschung ist die Auseinandersetzung mit dieser Frage wichtig. Sie sollte vor allem auf Seiten der Wissenschaft diskutiert werden. Dennoch erscheint es hilfreich, wenn alle an einem Forschungsvorhaben Beteiligten sich über die Aufgaben, Ziele und Möglichkeiten von Wissenschaft und Praxis Gedanken machen. Für den Beginn und weiteren Verlauf eines Forschungsprozesses lassen sich so die notwendigen Unterschiede, Rollen und Aufgaben von Wissenschaft, Praxis und weiteren einbezogenen Personen/Gruppen, deren Gesundheit verbessert werden sollen, genauer bestimmen: *„Ich glaube nicht, dass wir als Beteiligte forschen. Wir partizipieren.“* Eine gemeinsame Reflexion zur Rolle und den Aufgaben von Wissenschaft und Praxis ist eine wichtige Voraussetzung für einen gelingenden Partizipations- und Kommunikationsprozess. Ihr sollte gerade am Anfang partizipativer (Forschungs-)Prozesse Raum gegeben werden.

■ „Der Knackpunkt ist die Anfangsphase“

Die Anfangsphase partizipativer (Gesundheits-)Forschung bestimmt entscheidend den weiteren Prozessverlauf. Sie ist von zentraler Bedeutung für den notwendigen Rahmen der Forschung: „*Der Rahmen ist ein Kernthema.*“ Er verhindert, dass Erwartungen zu groß und Ziele zu hoch gesteckt werden: „*Man hat sich viel zu viel vorgenommen.*“

Zur Diskussion des jeweiligen Rahmens gehören zwingend der Austausch und die Reflexionen über die jeweiligen Erwartungen, das jeweilige Rollenverständnis, die Aufgabenverteilung(en), die Verantwortlichkeiten, die zentrale Rolle der Moderation, den jeweiligen Nutzen und auch die kritische Auseinandersetzung mit geeigneten oder weniger geeigneten Methoden.

Zu Beginn des gemeinsamen Forschungsprozesses sollte der Nutzen für die unterschiedlichen Beteiligten und ihr Erkenntnisinteresse ebenso diskutiert werden können wie die jeweiligen Lebens-/Arbeitsbedingungen, Möglichkeiten und (Handlungs-/Entscheidungs-)Spielräume.

■ **„Man lernt doch immer und bleibt nicht gleich.“**

Für Praxispartner*innen/Mitforschende als Beteiligte an partizipativen (Forschungs-)Prozessen bietet die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft eine Möglichkeit, innezuhalten und auch weitere Fragestellungen, Themen und Sichtweisen einzubringen. So lässt sich die eigene Lebens-/Arbeitswelt neu entdecken oder auch mit mehr Distanz betrachten.

Partizipative Verfahren können ebenfalls ermöglichen, die Strukturen und Systeme der eigenen Lebens-/Arbeitswelt sowie die der anderen Beteiligten (besser) kennenzulernen. Bereits bestehende Kontakte und Netzwerke lassen sich durch partizipative Vorgehensweisen schon zu diesem Zeitpunkt intensivieren und ausbauen. Dieser Rahmen bietet zudem Gelegenheit, die Prozesse gemeinsam zu reflektieren, zu strukturieren und auszuwerten.

Die durch unterschiedliche Herangehensweisen in partizipativen Forschungsprozessen entstehenden Erkenntnisse und Daten können bedarfs- und auch zukunftsorientiert in der Praxis eingesetzt werden.

■ „Partizipative Forschung ist von der Grundidee so weit entfernt.“

In vielen Bereichen der Praxis – wie auch in bestimmten Institutionen oder Teilen der Verwaltung – sind partizipative Ansätze bekannt. Schon seit Jahren werden einzelne Projekte partizipativ umgesetzt. Viele Einrichtungen beziehen Klient*innen, Patient*innen oder Mitarbeiter*innen ganz selbstverständlich in Arbeits-, Handlungs- und Entscheidungsprozesse ein. Somit sind häufig Erfahrungen im Zusammenhang mit Beteiligung und ein Grundverständnis von Partizipation und Teilhabe sowie deren Möglichkeiten und Grenzen bereits vorhanden. Wege und Methoden der praktischen Umsetzung können sich dabei von den theoretischen Ansprüchen partizipativer Forschung deutlich unterscheiden.

Allen Beteiligten muss bereits zu Beginn der Zusammenarbeit klar sein, dass partizipative Prozesse offen sind und daher zunächst auch „schwammig“ erscheinen.

Werden die Vorkenntnisse und -erfahrungen, welche die Beteiligten aus Praxis und Verwaltung vielleicht schon mitbringen, nicht erkannt, nicht beachtet und/oder nicht genutzt, gehen wertvolle Ressourcen verloren. Darüber hinaus kann es zu großer Verunsicherung führen, wenn individuelle und organisationsgebundene Vorstellungen von Partizipation nicht immer mit denen der Wissenschaft übereinstimmen.

Die Frage, wer was unter Partizipation versteht oder verstehen kann, sollte so früh wie möglich im jeweiligen Projektkontext diskutiert werden, damit nicht das Gefühl entsteht, „immer wieder von vorne“ anfangen zu müssen.

So kann sich jeweils annähernd eine gemeinsame Vorstellung entwickeln. Zudem werden bei dieser Vorgehensweise die unterschiedlichen Lebensrealitäten und Arbeitszusammenhänge der Praxispartner*innen/ Mitforschenden sowie deren Erfahrungen mit Partizipation nicht von vornherein ausgeschlossen.

■ **„Die Strukturen oder Probleme habe ich bisher nicht gekannt.“**

Sogenannte Adressat*innen-Gruppen oder auch Mitforschende verfügen nicht zwangsläufig über besondere Kenntnisse von Strukturen in ihren jeweiligen Arbeits-/Lebenswelten. Daher kann auch nicht vorausgesetzt werden, dass Beteiligte über ihre individuellen Probleme hinaus besser wissen, was und in welcher Form verändert werden kann oder muss. Dieses Wissen und die entsprechenden Handlungsmöglichkeiten müssen sich die an partizipativer Forschung Beteiligten gemeinsam erarbeiten.

Der Wunsch, „*Teil des Großen und Ganzen zu sein und etwas bewirken*“ zu wollen, bildet dabei das Fundament partizipativer (Forschungs-) Prozesse.

■ **„Ich kann mich nur beteiligen, wenn ich was verstehe.“**

Wissenschaftliche und/oder institutionell etablierte/benutzte Definitionen sind nicht immer für alle Beteiligten nachvollziehbar oder verständlich. Die Beteiligten an partizipativen (Forschungs-)Prozessen haben immer auch unterschiedliche Sprachgewohnheiten und -gepflogenheiten. Dies betrifft die verschiedenen Gruppen von Beteiligten, deren Gesundheit verbessert werden soll, ebenso wie die Mitarbeiter*innen in der Wissenschaft und aus unterschiedlichen Organisationen und Verwaltungen.

„Es ist keine Schande, wenn [man die vielen Fachbegriffe nicht kennt]. (...) Aus meinem Berufsleben werden die Wissenschaftler die Begriffe auch nicht kennen.“

Unterschiedlich verstandene Begrifflichkeiten können zu Verständigungsschwierigkeiten und auch zu Missverständnissen im gesamten Forschungsverlauf führen. So bedeutet beispielsweise „Gesundheit“ für Menschen mit Lernschwierigkeiten zwangsläufig etwas Anderes als für ältere Menschen. Die von Wissenschaftler*innen angewandten Definitionen sind darüber hinaus sprachlich nicht immer an Lebens-/Arbeitswelten orientiert. Das heißt, dass alle Fachbegriffe erläutert werden müssen, die den anderen Beteiligten nicht geläufig sind. Auch kann versucht werden, gemeinsam getragene und verstandene Definitionen für den jeweiligen Forschungsverlauf zu finden. Gleichzeitig schärfen eine Diskussion und Reflexion über Begrifflichkeiten und Definitionen den Blick für die unterschiedlichen Sicht- und Arbeitsweisen.

Insbesondere diejenigen, die bisher keine oder nur wenige Berührungspunkte mit Wissenschaft und Forschung hatten, sind vor allem dann als zusätzlich verletzbar (vulnerabel) anzusehen, wenn kein

Raum geboten wird, bestimmte Sprachgewohnheiten und Ausdrucksformen zu hinterfragen und diese entsprechend anzupassen.

■ **„Da sitzt so diese typische Elite.“**

Die Gefahr von Zuschreibungen ist (nicht nur) bei Beginn eines partizipativen (Forschungs-)Prozesses auf allen Seiten groß. So schreibt Wissenschaft der Praxis häufig bestimmte Aufgaben, aber auch bestimmte oder fehlende Fähigkeiten und Verletzbarkeiten zu. Umgekehrt ist es meist genauso. Dies betrifft u. a. die Frage der Definitionsmacht, die der Wissenschaft als selbstverständliche Aufgabe überlassen wird. Andererseits wird diese von der Praxis kaum in Frage gestellt.

Gelingt es den Beteiligten nicht, sich von Stereotypen und Zuschreibungen zu lösen, kann eine zufriedenstellende und angestrebte möglichst „gleichrangige“ Zusammenarbeit nicht zustande kommen.

Die im Zusammenhang mit partizipativer Forschung angestrebte „Gleichrangigkeit“ bedarf einer Atmosphäre und eines Klimas, in dem sich Vertrauen und Respekt entwickeln können. Die Schaffung eines entsprechenden Rahmens und passender Räume (siehe dazu auch den nachfolgenden Punkt) gehört zu den Aufgaben der für den Beteiligungsprozess Verantwortlichen.

■ „Jeder hat seine eigenen Baustellen.“

Alle an einem partizipativen Forschungsprozess Beteiligten haben jeweils auch eigene Aufgaben/-bereiche, die unabhängig von der Beteiligung am Forschungsvorhaben täglich bewältigt werden müssen.

Für die unterschiedlichen Gruppen von Beteiligten an partizipativen (Forschungs-)Prozessen ist daher ein „sicherer Raum“⁴ von großer Bedeutung. Die Schaffung zusätzlicher (Kommunikations- und Diskussions-)Räume hat einen positiven Einfluss auf den eigentlichen Prozessverlauf und kann strukturierend und unterstützend wirken. Zunächst ermöglichen „sichere Räume“, dass strukturelle, institutionelle, finanzielle wie auch individuelle Fördernisse und Hemmnisse im jeweiligen Kontext angesprochen und diskutiert werden können, die allein den eigenen Lebens-/Arbeitszusammenhang und dessen Kultur(en) betreffen.

⁴ „Partizipative Forschung verlangt von den Teilnehmenden eine große Bereitschaft, die persönliche Sicht auf die Situation, die eigenen Meinungen und Erfahrungen offenzulegen. Im Alltag gibt es eine solche Offenheit eher gegenüber guten, vertrauten Freund/innen [sic.], aber kaum in Institutionen und gegenüber Fremden. Die Angst, etwas Falsches zu sagen und angegriffen zu werden, verhindert das Aussprechen von Meinungen und Ansichten vor allem dann, wenn sie den Vorstellungen der Anderen zu widersprechen scheinen. Partizipative Forschung verlangt aber genau dies. Gerade abweichende Meinungen sind für den Erkenntnisprozess wichtig, da sie eine neue, andere Perspektive auf den Forschungsgegenstand versprechen und damit neue Aspekte zu entdecken erlauben. (...)

Um eine ausreichende Offenheit zu ermöglichen, bedarf es eines geschützten Raums, in dem die Teilnehmer/innen [sic.] das Vertrauen haben können, dass ihre Äußerungen nicht gegen sie verwendet werden und ihnen keine Nachteile erwachsen, wenn sie auch kritische und abweichende Meinungen äußern. Dabei kann es nicht darum gehen, einen konfliktfreien Raum herzustellen, sondern es sollte sichergestellt werden, dass offengelegte Konflikte gemeinsam diskutiert und je nachdem gelöst oder zumindest als unterschiedliche Positionen akzeptiert werden können und dass eine gewisse Konflikttoleranz entsteht (...“ (Bergold/Thomas 2012, Abschnitt 3.2).

So kann in Verwaltungen und Institutionen, die zunächst nicht auf Partizipation ausgelegt sind, dennoch die Bereitschaft zur Entwicklung und Umsetzung partizipativer Vorgehensweisen und Prozesse vorhanden sein. Im „sicheren Raum“ lassen sich diese besser abwägen und (auch eingeschränkte) Möglichkeiten der Umsetzung diskutieren.

Die Ergebnisse entsprechender Diskussionen können sodann zusammengefasst werden und für alle Beteiligten nachvollziehbar in den Gesamtprozess einfließen.

Um einen offenen Umgang mit sensiblen und internen Hemmnissen im eigenen Bereich überhaupt zu ermöglichen, sollten geschützte Räume grundsätzlich innerhalb partizipativer Forschungsvorhaben mit eingeplant werden.

■ **„Auf Leitungsebene fehlte oft die Transparenz.“**

Unklarheiten, Unsicherheiten oder Unstimmigkeiten unter den Beteiligten und auf den verschiedenen Ebenen sind nicht zu vermeiden. Sie sind wesentlicher Teil partizipativer Prozesse, müssen aber thematisiert werden. Nicht nur die Wissenschaft hat Fragen an die übrigen Beteiligten, sondern auch diese haben zahlreiche Fragen an die Wissenschaft. Dies betrifft vor allem Entscheidungen, deren Zustandekommen nicht erklärt wurde. Häufig werden sie von den Projektverantwortlichen als nicht relevant oder als nebensächlich angesehen. Hier bedarf es einer klaren und offenen, im Prozess verankerten Kommunikationskultur, die technisch-organisatorisch leicht lösbar erscheint. Zusätzlich sollte von vornherein und in laufenden Prozessen darauf geachtet werden, dass Fragen gestellt und vor allem auch beantwortet werden können. Ist ein entsprechend offener Raum dafür nicht vorgesehen, können unbeantwortete Fragen den weiteren Prozessverlauf zunehmend negativ beeinflussen. Um Fragen seitens der Praxispartner*innen/Mitforschenden stellen zu können, bedarf es einer Atmosphäre der Gleichrangigkeit und des Vertrauens (siehe nachfolgenden Punkt). Wertschätzung wird dabei nicht allein durch Worte ausgedrückt.

■ „Die Arbeit mit Institutionen ist Beziehungsarbeit.“

Grundvoraussetzung für eine gelingende partizipative Zusammenarbeit ist der ständige Auf- und Ausbau von tragfähigen Beziehungen und von Vertrauen. Diese gelten nicht allein auf einer individuellen, sondern genauso auf der institutionellen Ebene. Förderlich ist es, wenn sich beispielsweise die *„Abteilungsleitung (...) für Partizipation stark gemacht“* hat.

Vertrauen und Beziehungen entwickeln sich prozessbedingt nur langsam und benötigen Zeit. Vertrauen heißt beispielsweise auch, dass alle Beteiligten sich gleichermaßen verantwortlich fühlen für den Prozessverlauf und dessen Ergebnisse.

Hier kommt der Moderation von partizipativen (Forschungs-)Prozessen eine besondere Rolle zu. Die Moderation steht für die Verantwortung des gesamten Prozesses. Sie muss beispielsweise Verbindlichkeit und Transparenz herstellen (siehe vorherigen Punkt) und dafür sorgen, dass alle Beteiligten mit ihren Anliegen Gehör finden. Dadurch wird verhindert, dass Beteiligte, deren Fokus nicht die Wissenschaft ist, sich *„instrumentalisiert“* fühlen.

■ „Jeder opfert sein Wissen und seine Zeit.“

Ehrenamtlichkeit in Bezug auf Präsenzzeiten, die Vermittlung von Wissen über Lebensrealitäten und -welten wie auch die Übernahme bestimmter Tätigkeiten seitens derer, deren Gesundheit beispielsweise verbessert werden soll, dürfen in partizipativen (Forschungs-) Prozessen nicht als selbstverständlich angesehen werden. Gegenüber Wissenschaftler*innen und Mitarbeiter*innen von Organisationen und Verwaltungen mit festem Gehalt und festgelegten Zeitkontingen-ten müssen diese Beteiligten eine Mitarbeit nicht nur in ihrer Freizeit übernehmen, sondern sie stellen auch ihr Wissen und ihre Erfahrungen, auf denen die Forschung mit basiert, unentgeltlich zur Verfügung. Insgesamt sollte Ehrenamtlichkeit in partizipativen Prozessen nur in Ausnahmefällen und auf ausdrücklichen Wunsch der Beteiligten genutzt werden. In den meisten Fällen stellen Praxispartner*innen/Mitforschende ihre vielfältigen Ressourcen zur Verfügung, ohne dass (neben einem mit einiger Sicherheit persönlichen Zuwachs an Erfahrungen und Erkenntnissen) ein unmittelbar finanzieller Gewinn beziehungsweise eine rasche positive Beeinflussung zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen erkennbar wären. Eine angemessene finanzielle Vergütung oder eine – wie auch immer sichtbare – ernstzunehmende Anerkennung zentraler Leistungen und Beiträge der Praxispartner*innen/Mitforschenden sollten ein fester Bestandteil bei der Beantragung partizipativer (Forschungs-)Projekte sein.

Gleichwertigkeit und Anerkennung zeigen sich u. a. auch darin, dass die Beteiligten – sofern gewünscht – immer namentlich genannt und über sämtliche Formen der Außendarstellung informiert werden.

■ **„Blumen kann man auch im Sitzen binden.“**

Von allen Beteiligten an partizipativen Prozessen wird ein Höchstmaß an Offenheit, Flexibilität und Kompromissbereitschaft erwartet. Bedacht werden muss dabei u. a., dass sich Interessen und Erkenntnisse, aber auch Lebenslagen – und damit ebenfalls Anliegen der Praxispartner*innen/Mitforschenden und anderer Beteiligter – im Laufe des Forschungsprozesses verändern können. Auch dies muss gesehen, thematisiert und reflektiert werden, damit derartige Veränderungen in den laufenden Prozess integriert werden können. Verfügen Beteiligte nicht über die von ihnen erwarteten bestimmten Fähigkeiten oder Ressourcen, können diese beispielsweise entweder durch andere Fähigkeiten ersetzt oder durch zusätzliche Partner*innen und deren Expertise eingebracht werden. Voraussetzung dafür ist, vorhandene Ressourcen der Beteiligten in all ihren Ausprägungen wahrzunehmen und gemeinsam die unterschiedlichen – und vielleicht auch bisher verborgenen Fähigkeiten – zu entdecken. Dies trägt erheblich zu einem höheren Maß an Selbstständigkeit und Selbstbestimmung („Empowerment“) aller Beteiligten (inklusive der Wissenschaft) bei.

■ **„Der Prozess ist gleichwertig mit den Ergebnissen.“**

Es besteht Einigkeit darüber, dass die beteiligten Praxispartner*innen/ Mitforschenden im Verlauf des Forschungsprozesses immer wieder Neues gelernt haben. Sie konnten ihr Wissen und ihre Fähigkeiten erweitern sowie ihre eigenen Meinungen und Vorstellungen hinterfragen, teilweise auch revidieren/ändern.

Die Erfahrungen und stetigen Lernprozesse aller Beteiligten im Forschungsverlauf sind daher gleichwertig mit den Ergebnissen am Ende der gemeinsamen Forschung, beziehungsweise mit diesen gleichzusetzen. Diese können auch Auswirkungen haben, beispielsweise auf individuelle, kollektive, strukturelle und/oder (verwaltungs-)technische Prozesse und deren Abläufe.

Die oft hohen Erwartungen aller Beteiligten, aber auch weiterer Akteur*innen in Bezug auf die Ergebnisse wie auch in Bezug auf Nachhaltigkeit oder Verstetigung können zu Enttäuschungen führen.

Die Koordination eines partizipativen Forschungsprozesses sollte daher sicherstellen, dass eine regelmäßige Reflexion der jeweiligen Erkenntnisse und deren mittelbare und unmittelbare Auswirkungen sowohl individuell wie strukturell ermöglicht werden.

Auch das offizielle (finanzielle) Ende eines langen gemeinsamen Prozesses sollte stets mit einer kritischen Reflexion der gesamten Zusammenarbeit enden.

So kann ermöglicht werden, dass alle Beteiligten mit ihren unterschiedlichen Belangen und Interessen, aber auch ihrer konstruktiven Kritik gehört und gesehen werden und damit einen Beitrag zur Weiterentwicklung partizipativer Ansätze leisten können.

■ **„Wir wissen nicht, wie es weitergeht. Unsere Rolle danach ist uns nicht klar.“**

Begrenzte Projektlaufzeiten und -logiken können dazu führen, dass Praxispartner*innen wie Mitforschende sich häufig allein gelassen und enttäuscht fühlen. *„Wir wollen weitermachen!“* – können das aber jetzt nicht mehr: *„Ich frage mich jetzt manchmal: War das jetzt alles für nichts?“*

Während für die Beteiligten aus der Wissenschaft in der Regel die Arbeit mit Abschluss des jeweils geförderten Projekts zu Ende ist, sind die anderen Beteiligten aufgefordert, die gewonnenen Erkenntnisse und Ergebnisse lokal weiter umzusetzen.

Hier stellt sich die Frage, welche Aufgaben Wissenschaft in dieser Hinsicht zufallen (können) – oder eben auch nicht. Auch wenn die Beteiligten (insbesondere Angehörige von benachteiligten Gruppen oder Personen/Gruppen mit begrenzten Möglichkeiten der sozialen und gesellschaftlichen Teilhabe) an Wissen und Selbstbewusstsein durch partizipative Prozesse gewonnen haben, verfügen sie meist dennoch nicht über Positionen, die eine strukturelle und/oder politische Einflussnahme ohne weitere Unterstützung ermöglichen. Hier kann *„Wissenschaft (...) sich nicht einfach so rausziehen aus der Verantwortung.“* An dieser Stelle fehlt es bisher an Überlegungen, welche Art von Verantwortung Wissenschaft am Ende eines partizipativen Forschungsprozesses (mit-)tragen kann oder ob diese ausschließlich in die Hände der Praxis übergeht.

■ „Die Umsetzung erfolgt vor Ort.“

Jeder partizipative (Forschungs-)Prozess ist in seiner Gesamtheit abhängig von den handelnden Personen, den Möglichkeiten und Grenzen sowie den Strukturen vor Ort. Dies gilt auch für die Umsetzung und Verstetigung der Erkenntnisse und Erfahrungen aller Beteiligten im (Forschungs-)Prozess.

Gleichermaßen ist die Umsetzung abhängig von den finanziellen und personalen Ressourcen der jeweiligen Kommune oder Institution sowie deren Willen und (politischen) Möglichkeiten zur Umsetzung partizipativer Ansätze.

Eine – bereits im Antrag festgelegte und immer auch begründbare und durch Wissenschaft begleitete – „Übergangsphase“ würde die beteiligten Akteur*innen vor Ort dabei unterstützen, sich um eine inhaltliche wie finanzielle Weiterführung beziehungsweise praktische Umsetzung der jeweiligen Erkenntnisse und Ergebnisse aus dem gemeinsamen Forschungsprozess zu bemühen. Fehlt eine solche Phase der nachhaltigen Verankerung als künftig fester Bestandteil von partizipativen Projekten, können erfolgversprechende Ansätze häufig nicht mit den (lokal) vorhandenen Ressourcen weitergeführt werden und laufen zumindest längerfristig ins Leere.

In Evaluationen und Prozessreflexionen sind diese Aspekte besonders zu berücksichtigen!

■ **„Wir sind an Erfahrung gewaltig gewachsen.“**

Jeder partizipative (Forschungs-)Prozess ist individuell – wie auch kollektiv – mit wichtigen Erfahrungen, Lernprozessen und dem Hinterfragen eigener Standpunkte und Herangehensweisen verbunden.

Hierin liegen unter anderem die Stärken und die zentralen Unterschiede im Vergleich zu anderen Herangehensweisen.

■ AUTORINNEN UND AUTOREN

Robin Adler | Projekt „Eltern fragen Eltern (ElfE)“

Petra Bednarz | Projekt „Eltern fragen Eltern (ElfE)“

Andreas Bogner | Stadt Braunschweig, Stadtjugendpfleger – Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit; Projekt „Partizipative Evaluation der Präventionskette Braunschweig (PEPBS)“

Nicole Dittrich | Projekt „Eltern fragen Eltern (ElfE)“

Katja Eggert | Stadt Witzenhausen, Beauftragte für Gleichstellung und Integration; Praxispartnerin und Steuerungsgruppenmitglied im Projekt „Gesunde Stadtteile für Ältere – Age4Health“

Beatrice Försterra | Stadt Braunschweig, Sozialreferat; Koordination Kinderarmut; Projekt „Partizipative Evaluation der Präventionskette Braunschweig (PEPBS)“

Sven Frey | Projekt „GESUND!“

Georg Gries | Praxispartner und Steuerungsgruppenmitglied im Projekt „Gesunde Stadtteile für Ältere – Age4Health“; ehem. Vorsitzender des Seniorenrates Witzenhausen; Stadtverordneter und Vorsitzender des Sozialausschusses (Familie, Jugend und Senioren) der Stadt Witzenhausen

Herbert Holz | Praxispartner und Steuerungsgruppenmitglied im Projekt „Gesunde Stadtteile für Ältere – Age4Health“; ehem. Seniorenrat der Stadt Witzenhausen

Dana Jungen | Projekt „GESUND!“

Petra Narimani * | Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Koordinierungsstelle des Forschungsverbundes PartKommPlus | Moderatorin der Arbeitsgruppe

Katharina Katsch | Projekt „Eltern fragen Eltern (ElfE)“

Elham Kharkhach | Projekt „GESUND!“

Christina Kühnemund * | Hochschule Fulda, Fachbereich Pflege und Gesundheit, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Gesunde Stadtteile für Ältere – Age4Health“ | Moderatorin der Arbeitsgruppe

Luise | Projekt „GESUND!“

Christian Meinhard | Projekt „GESUND!“

Kristina Menz | Projekt „Eltern fragen Eltern (ElfE)“

Kerstin Moncorps | Koordinatorin für Gesundheitsförderung (bis 29.02.2020), Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf von Berlin, Abteilung Stadtentwicklung, Gesundheit und Personal und Finanzen, Qualitätsentwicklung, Planung und Koordination des öffentlichen Gesundheitsdienstes | Projekt „Eltern fragen Eltern (ElfE)“ (bis 29.02.2020)

Christiane Neubert | JAO gGmbH Haus „Aufwind“, Projekt "Eltern fragen Eltern (ElfE)"

Jasmin Rehfeldt | Projekt „Eltern fragen Eltern (ElfE)“

Willi Rex | Projekt „GESUND!“

Edith Schneider | Stadt Kassel, Beratungsstelle ÄLTER WERDEN; Projekt „Gesunde Stadtteile für Ältere – Age4Health“

Christian Wallner | Projekt „GESUND!“

André Wien | Projekt „Eltern fragen Eltern (ElfE)“

* korrespondierende Autorin



■ KONTAKT | ARBEITSGRUPPE DER PRAXISPARTNER*INNEN/MITFORSCHENDEN DES FORSCHUNGSVERBUNDES PARTKOMMPLUS

KATJA EGGERT

Stadt Witzenhausen | Beauftragte für Gleichstellung und Integration
Am Markt 1 | 37213 Witzenhausen
Telefon: 05542/508105
E-Mail: Katja.Eggert@witzenhausen.de



BEATRICE FÖRSTERRA

Stadt Braunschweig | Sozialreferat – Koordination Kinderarmut
Auguststraße 9-11 | 38100 Braunschweig
Telefon: 0531/4703205
E-Mail: Beatrice.Foersterra@braunschweig.de

IMPRESSUM

KORRESPONDENZADRESSE

DR. PETRA NARIMANI

Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin
Köpenicker Allee 39-57 | 10318 Berlin
E-Mail: Petra.Narimani@KHSB-Berlin.de

CHRISTINA KÜHNEMUND

Hochschule Fulda | Fachbereich Pflege und Gesundheit
Leipziger Straße 123 | 36037 Fulda
E-Mail: Christina.Kuehnemund@pg.hs-fulda.de

ZITATIONSVORSCHLAG

Praxispartner*innen/Mitforschende des Forschungsverbundes PartKommPlus (2021): „DIE UMSETZUNG ERFOLGT VOR ORT“ – Diskussionspapier der Praxispartner*innen und Mitforschenden des Forschungsverbundes PartKommPlus. Berlin, Braunschweig, Fulda, Kassel, Witzenhausen. Stand: März 2021. URN: urn:nbn:de:hebis:66-opus4-9060.

- Urheberrechte sind zu beachten. Wir übernehmen keine Verantwortung und Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.
Keine unerlaubte Veröffentlichung, Veränderung, Verbreitung, Vervielfältigung, Digitalisierung, Einspeisung ins Internet – auch in Teilen oder auszugsweise – ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der genannten Ansprechpersonen.
- © Foto: PartKommPlus-Koordinierungsstelle.
- Wir danken Gesundheit Berlin-Brandenburg e. V. für die Übernahme der Druckkosten dieses Textes in Broschürenform.
- Berlin, Braunschweig, Fulda, Kassel, Witzenhausen | März 2021
